

# Der Schmetterling,

## belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

### Der österreichische Perl als Militär- Arzt in Bagdad.

Bleibe nicht am Boden hesten,  
Frisch gewagt und frisch hinaus!  
Kopf und Arm mit heitern Kräften,  
Ueberall sind sie zu Haus.

Goethe.

Samuel Perl, in Tarnopol 1814 geboren, ist der Sohn eines dortigen Kaufmanns, und verdankte seine erste Bildung der dortigen Erziehungsanstalt seines nahen Verwandten, Joseph Perl. Mit schönen Vorkenntnissen ausgerüstet, da die Tarnopoler Freischule mehr eine Bürger-, als bloß eine Normalschule ist, bezog er das Gymnasium in Czernowitz, wo er sich durch Fleiß und seltene Geistesgaben die Liebe seiner Professoren in hohem Grade zu erwerben wußte.

Im Jahre 1828 berief ihn sein Vater, Herr Eduard Perl, der sich als Handelsmann in Wien etablirte, in die Residenz. Er studirte die Philosophie und die Medizin auf der Wiener Hochschule, und beendete 1838 seine Studien mit dem günstigsten Erfolge.

Der gefeierte Professor Hildebrand stellte Perl, als er noch die Klinik im allgemeinen Krankenhaus besuchte, ein sehr günstiges Prognostikon seines künftigen Lebenslaufes.

Er äußerte sich oft am Krankenbette: „Sie werden einst unsere Kunst ehrenvoll vertreten!“

Noch während er sich zum Rigorosum vorbereitete, lernte er mit anhaltendem Fleiße die orientalischen Umgangssprachen, nachdem er das Französische und Italienische bereits fertig sprach.

Aber es war ihm, wie jedem Israeliten in Oesterreich, die Aussicht auf eine Anstellung und eine angemessene Wirksamkeit verschlossen, und er faßte den Plan, weit wegzuwandern, in Länder, wo der Wissenschaft kein Niegel angelegt wird aus Glaubensverschiedenheit.

Um Perls Energie und Wissensdrang zu charakterisiren, erzählen wir das kleine Faktum, daß er eine kompendiöse türkische Grammatik, welche zu den kostspieligen und nicht sobald aufzutreibenden Raritäten gehörte, im Lesesaal der Hofbibliothek vollständig abcopirte.

Nachdem er im Jahre 1838 auf der Wiener Universität den Doktorgrad erhalten, entschloß er sich,

seinen Plan zu realisiren, und den Orient zu bereisen.

Er lehnte die von seinem edlen Vater ihm angebotene bedeutende Summe, um seine Reisekosten auf eine anständige Weise bestreiten zu können, — mit kindlicher Liebe ab.

Der junge Doktor, der noch kein Rezept für Geld verschrieben, zog seine Brieftasche, und zeigte seinem erstaunten Vater die baare Summe von 1500 Gulden CM.

„Dieses ist,“ rief er mit bebender Stimme und thränendem Auge! — „ist mein erspartes Taschengeld. Das hab' ich Ihrer Großmuth, theurer Vater, zu verdanken; damit werde ich ausreichen, bis ich im Morgenlande Fuß gefaßt.“

Der willenskräftige Perl ging ruhig und entschlossen seinem Ziele entgegen. Seine Ideale schwebten nicht in der Luft, sondern wurzelten in der realen Wirklichkeit, und er war klug genug, selbst den Zufall zu seinen Zwecken auszubenten.

Einige türkische Kaufleute aus Monastere in Kleinasien suchten zu jener Zeit (1840) einen österreichischen Arzt für ihre Hauptstadt zu engagiren; bald kontrahirten sie mit Perl; er erhielt ein fixes jährliches Honorar von 1000 fl. CM.

Der dortige Pascha bewilligte ihm noch obendrein eine Zulage von 400 fl.

Der Aufenthalt in Monastere sagte aber auf die Dauer seiner strebsamen Natur nicht zu. Der kleine Wirkungskreis beengte ihn, und lähmte seine Kräfte, statt sie zu entwickeln.

Er faßte einen schnellen Entschluß, suchte seine Verbindlichkeiten aufzulösen, und reiste 1842 nach Konstantinopel.

Auch hier schien ein gutes Geschick sein Unternehmen zu begünstigen; denn nach kurzem Aufenthalte in dieser Metropole wurde er von der Pforte angestellt, und im Jänner 1843 nach Sivas beordert.

Im December desselben Jahres wurde er nach Trebissonde als Contumazarzt befördert.

Hier trug ein Unglücksfall, der den Ort heimsuchte, nicht wenig dazu bei, Perl's Entschlossenheit und Rechtfertigungsgefühl bekannt zu machen.

Eine verheerende Feuersbrunst brach nächst dem Contumaz-Gebäude aus. Die Quarantaine Haltenden, von Angst und Schrecken getrieben, stürzten hastig und verwirrt unter einander, nur auf ihre Rettung bedacht. Alles flüchtete in das Innere der Stadt. Perl verordnete der Stadt eine 10-tägige Contumaz.

Einen Tag vor dem Brande war das österreichische Dampfschiff „Metternich“ mit Passagieren eingelaufen. Tags darauf landete noch ein Schiff, wovon Pascha Abdula Theilnehmer oder Eigenthümer war.

Nachdem die zehntägige Contumazfrist verflossen, ertheilte Perl dem Dampfschiffe „Metternich“ die Erlaubniß, Passagiere aufzunehmen, und folgte die betreffenden Gesundheitspässe aus.

Dem zweiten Schiffe aber wurde diese Bewilligung erst auf den darauffolgenden Tag ertheilt.

Pascha Abdula, dem daran gelegen war, daß sein Schiff mit jenem zugleich absegle, befahl Dr. Perl, entweder Beiden zugleich Pässe zu ertheilen, oder das österreichische Dampfschiff noch einen Tag zurückzuhalten.

Perl beharrte aber auf seinen gesetzlichen Bestimmungen, und ließ sich von den Drohungen des Pascha nicht einschüchtern. Er ließ dem zu Folge das Schiff „Metternich“ um einen Tag früher auslaufen.

Die Wuth des Pascha war grenzenlos; er drohte, Perl binnen drei Tagen aus Trebissonde auszuweisen, und denunzirte ihn in Konstantinopel auf das Gehässigste, die gerechte Sache Perls und seine streng beobachtete Dienstpflcht boshaft entstellend.

Daß der Türke über den Franken immer den Sieg davon trägt, ist sprichwörtlich geworden.

Auch Perl mußte, trotz seiner gerechten Sache, den Kürzern ziehen, und, dem Anscheine nach wenigstens, Unrecht haben. Denn Pascha Abdula kann doch nicht im Unrecht sein; das ist einleuchtend!

Perl wurde im April 1844 nach Konstantinopel zurückberufen. Die Kontumaz-Intendanz, wiewohl mit dessen Verwendbarkeit und Dienstleifer zufrieden, konnte doch nicht mehr thun, als ihm ein Belohnungsdekret auszufertigen, welches hier in wortgetreuer Uebersetzung aus dem französischen Originale folgt:

„Die Gesundheits-Intendanz muß Ihnen ihre volle Zufriedenheit ausdrücken für die weisen Maßregeln, die Sie getroffen, so wie überhaupt für den Eifer und die Sorgfalt, wovon Sie abermals einen glänzenden Beweis gegeben haben. Weit entfernt, daß Sie, bei solchen Verdiensten, vom Gesundheits-Oberamte — welches die seiner Aufsicht anvertrauten Aerzte und ihre Dienstleistungen zu würdigen weiß — eine Entlassung zu befürchten hätten, können Sie vielmehr einer Belohnung mit Gewißheit entgegen sehen, deren Beschleunigung oder Verzögerung bloß von den Umständen abhängen wird.“

„Die Intendanz behält es sich vor, diesem gerechten Wunsche zu entsprechen u. s. w.“

Perl weilte kaum vierzehn Tage in Konstantinopel, als er im Oktober 1844 ein Anstellungs-Patent als Militärarzt in Bagdad erhielt.

Er steht dort in großer Achtung, und erfreut sich der besonderen Theilnahme des dortigen Pascha.

Perls letzteingelaufenes Schreiben ad. Bagdad 16. Mai 1850, das uns vorliegt, enthält noch Folgendes:

— Was ich in meinem letzten Schreiben als Vermuthung erwähnt, ist wirklich eingetroffen. Ich muß Bagdad für eine Zeit wenigstens verlassen, um eine militärische Expedition, die unser General en Chef selbst kommandirt, nach Kergug, auf halbem Wege von hier nach Massul, zu begleiten. Wie dies im Militärdienst so oft geschieht, erhielt ich erst gestern die bestimmte Ordre, mich reisefertig zu machen.“

Noch wäre schließlich zu erwähnen, daß Perl mit kindlicher Dankbarkeit seinen bejahrten Vater in Wien unterstützt. Ueber die letzte Sendung führen wir Perls eigene Worte aus seinem jüngsten Schreiben an:

„Diese schnelle Abreise,“ schreibt er, „setzt mich in große Verlegenheit; denn erst gestern erhielten wir eine dreimonatliche Gage. Da ich jedoch für den Augenblick keine Anweisung für Konstantinopel bekommen kann, und die Post dahin auch nur erst in 12 Tagen abgeht, sah ich mich genöthigt, 7000 Pr. d. g. S. meinem Kollegen, Dr. Tomaso, der hier etablirt und ein sehr geachteter Mann ist, zurückzulassen, indem er mir die Versicherung gab, dieses Geld ganz bestimmt in 25—30 Tagen mittelst Anweisung an Barbieri \*) in Konstantinopel zu übermachen. L.

### Erinnerung.

Leb' wohl, mein Kind; auch in der Ferne  
Will ich noch lang gedenken Dein,  
Wie man bei Nacht zu einem Sterne  
Aufblickt und seufzt: O wär' er mein!

Es nebelt stark, doch was dahinter  
Auch liegen mag, Du bleibst mir nah',  
Wie man oft denkt im tiefsten Winter,  
Daß man einmal auch Rosen sah!

Magnetisch war für mich gewesen  
Dein Auge, dieser süße Fluch  
Wie man sich oft vertieft bei'm Lesen  
In ein zu reizend Märchenbuch.

\*) Auch dieser Barbieri ist ein Desterreicher, und zwar aus Prag gebürtig.

Noch will sein Blick mein Herz nicht räumen,  
Dies Herz ach, mit sich selbst in Zwist,  
Wie man erweckt aus süßen Träumen  
Halb elend, halb doch selig ist.

Noch immer zittert durch die Ohren  
Mir Deiner frommen Stimme Schall,  
Und schweigt sie je, dann geht verloren  
Mir auch die letzte Nachtigall.

Doch wie dem sei, es muß geschieden  
Für alles ird'sche Leben sein;  
Leb' wohl, o Stern, ich darf hienieden  
Aufseufzen bloß: D wärst Du mein!

Es nebelt stark, doch was dahinter  
Auch liegen mag, Du bleibst mir nah,  
Wie man erinnert sich im Winter,  
Daß man einmal die Rose sah!

Levitſchnigg.

## Diplomatische Frauen und Diplomaten- Frauen.

(Schluß.)

Ueber die Einholung der Gesandtinnen hat man an verschiedenen Höfen verschiedene Regeln beobachtet. Ein Recht war die Einholung nicht, sie geschah als Artigkeit. Selbst der Hof von Großbritannien ließ die Damen der Botschafter auf seinen Nachen schon in älterer Zeit häufig einholen.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß zwischen der Gemahlin eines Botschafters und eines Envoyé längst das Ceremoniel einen wesentlichen Unterschied macht. Die Erstere erhielt gewöhnlich eine förmliche Audienz, während die Letztere bei Hofe nur vorgestellt zu werden pflegte. Jetzt sind die förmlichen Audienzen außer Gebrauch gekommen.

De Saintots Memoiren erzählen, daß, wenn am französischen Hofe die Gemahlinnen des Envoyés dem Könige vorgestellt sein wollten, um an den Hoffesten Theil zu nehmen, sie denselben im Vorübergehen grüßen durften, er sie aber nicht küßte; eben so wenig wurden sie bei Besuchen, welche sie den fils et filles de France machten, geküßt oder zum Sitzen genöthigt.

Dagegen geht Moser zu weit, wenn er angibt, die Gemahlinnen der Gesandten zweiten Ranges kämen an souveränen Höfen wenig zum Vorschein. Schon im vorigen Jahrhundert war die Einführung derselben bei Hofe fast allgemein im Gebrauch, eine Auszeichnung, welche sich neuerlich selbst auf die Damen

der Gesandten der dritten Klasse, wie der Legationssekretäre übertragen hat, woraus zu ersehen, daß die diplomatischen Damen auf dem Wege der Ehren sich in permanentem Fortschritt erhalten haben.

Im Jahre 1782 entstand — wird irgendwo erzählt — wegen der Gemahlin des römisch-kaiserlichen Gesandten eine nicht unbedeutende Mißheüigkeit zwischen dem kaiserlichen und dem schwedischen Hofe.

Die Dame hatte sich, wie vorher, schon mehrere andere Gemahlinnen von Gesandten zweiter Klasse, geweigert, bei der Vorstellung die Hand der Königin zu küssen, wenn dieselbe ihr nicht, wie den Reichsräthinnen einen Kuß auf die Wange gäbe. Die Vorstellung bei Hofe war deshalb unterblieben.

Später fand sich die Gesandtin auf einem Balle im Stadthause ein, bei welchem auch die königliche Familie gegenwärtig war.

Der Ober-Ceremonienmeister hielt es daher für seines Amtes, der Gesandtin zu bedeuten, daß, da sie nicht präsentirt sei, sie auch mit der königlichen Familie nicht an derselben Gesellschaft Theil nehmen könne.

Der kaiserliche Hof nahm diese Zurechtweisung als eine Beleidigung für sich selber auf, berief den Gesandten ab, und ließ dessen Stelle bis zum Jahre 1788 unbesetzt.

Die Gemahlin des spanischen Gesandten Chevalier\*\* wollte man deshalb an dem Hofe, bei welchem er beglaubigt war, nicht sehen, weil sie von niedriger Herkunft und früher Maitresse des Principe della pace gewesen war. Der Gesandte nahm sich seiner Gattin ritterlich an; er erließ an den Hof eine Note, in der er erklärte: qu'il ne pouvait pas s'abîmer c'est affront; car, disait-il, ma femme, comme la femme d'un ministre d'Espagne est une femme publique, et doit par conséquent être considérée autant que moi etc.

Die Beleidigung der Damen der Gesandtschaft durch den Hof, an dem sie residirt, ist in der Regel eine Beleidigung des repräsentirten Hofes. Wicquefort's „Ambassadeur et ses fonctions“, gibt nicht nur Belege dafür, sondern auch Beispiele blutiger Rache solcher Beleidigungen und unendlicher Verwicklungen, welche dieselben herbeigeführt.

Wir halten uns hier nicht auf mit der ausführlichen Schilderung des Ceremoniels bei der Introduction der Gemahlinnen der Botschafter. Der alte Moser hat darüber in seinen „kleinen Schriften“ Alles zusammengetragen.

Wir heben nur hervor, daß die Abholung zur Audienz in Spanien wie in Frankreich mittelst der sechs-spännigen Karossen der Königin zu geschehen pflegte; auch waren wohl Gardien und Trabanten aufgestellt.

Am päpstlichen Hofe brauchten die Damen ihre Standhaftigkeit nicht durch Stehen zu beweisen; man legte ihnen zum Sitze drei Polster über einander auf die Erde. Nicht minder nahm die Gemahlin an der Beglückwünschung Theil, welche der Gesandte vom Papste, wie vom Kardinals-Kollegium empfing. Man hat selbst Fälle einer feierlichen Einholung des Gesandten und seiner Gemahlin durch Kardinäle.

Mit Geschenken gegen Gesandtinnen war dieser Hof freigebiger, als die meisten anderen, zumal sie dem Schatze nicht schwer fielen; sie bestanden gewöhnlich in einem Agnus Dei oder in Reliquien. Geschenke an die Damen wurden wahrscheinlich durch diesen Vorgang so unerlässlich, wie in früherer Zeit an die Gesandten selbst; dieselben wurden gewöhnlich bei der Abreise ertheilt, und waren zwar gewöhnlich nach Form und Werth willkürlich gewählt; doch hatte sich mehrfach ein festes Herkommen gebildet.

Karl XII. von Schweden, dessen Delikatesse gegen das weibliche Geschlecht wir schon oben berührt haben, ließ der Wittve des holländischen Residenten Rumpf das für Residenten bei ihrer Rückreise übliche Geschenk von 400 Rthln. auszahlen.

Am französischen Hofe war es längerer Gebrauch, daß bei Entbindung der Gemahlin des venetianischen Botschafters der König Pathenstelle übernahm, das Kind selbst aus der Taufe hob und reichlich beschenkte.

Eine gleiche Ehre erwies 1749 der Sultan der Gemahlin des französischen Gesandten in Konstantinopel.

Die Ambassadricen durften mit Sechsen fahren, in Paris stand ihren Karossen sogar der Weg in das Louvre offen. Ihre Rangstreitigkeiten haben die Memoiren der alten Diplomaten gefüllt.

Man kann in Lamberg über eine im Jahre 1700 im Haag zwischen der schwedischen Gesandtin in Lillienroth und der Gräfin Hoorne stattgehabte, ziemlich weit ausgeartete Streitigkeit ergötzliche Details nachlesen.

Für dergleichen Dinge ist die Zeit wahrscheinlich vorüber, und man kann für jetzt das als Regel aufstellen: daß den Gesandtinnen zwar im Allgemeinen eigenthümliche Ceremonialrechte nicht zugestanden sind; daß man sie aber immer als Fremde von Distinktion behandelt, und ihnen aus Höflichkeit dieselben Ehrenplätze unter den Damen anweist, welche der Gesandte unter den Männern einnimmt.

Auch heute noch genießt nur die Botschafterin dem Herkommen nach das Prädikat einer Ambassadrice, so wie das Vorrecht des Labourets in den Circeln der Kaiserinnen und Königinnen.

Man steifte sich in älterer Zeit auf die strikteste Beobachtung des Ceremoniels, weil man darin ein

Mittel der Autorität erblickte. Das Ceremoniel war für die Höfe gewissermaßen ein Bollwerk gegen die Nichtebenbürtigkeit.

Unleugbar hat die Etiquette ihren Werth gehabt, indem sie den Nimbus des Hoflebens erhöhte; doch allmählig hat sich auch hier ein Unterschied des Erhabenen und Lächerlichen herausgebildet, und die Etiquette ist nicht mehr Despotin der Hofcircel.

Ohne Zweifel ist dadurch die Lage der diplomatischen Frauen heute um Vieles bequemer geworden. Sie hat daher in zweifacher Hinsicht gewonnen; die Ehren haben sich vergrößert, der Zwang des Ceremoniels ist verringert; einen Krieg wird sie durch Verletzung ihres Ranges schwerlich mehr entflammen.

Es ist nunmehr blos noch Zweck der Etiquette, dazu zu dienen, daß die dienstlichen Berrichtungen bei Hofe geregelt seien und Ceremonialstreit verhindert werde. Die französische Etiquette ist Deutschland über den Kopf gewachsen, während ihr in Frankreich selbst die Umwälzung von 1789 die Wurzeln ausgerissen hat. Man unterschied dort längst nicht mehr ängstlich zwischen Labourets und Pliants. Auch war in neuerer Zeit die Sitte der Prinzessinnen, die Gesandten liegend zu empfangen, um sie bei der Entfernung nicht begleiten zu müssen. Die Gewohnheiten der petits appartements übertrugen sich allmählig in die Salons.

Zäher war die Etiquette in England und Spanien, wo die Formen von jeher mit orientalischer Strenge festgehalten wurden.

Von Karl des Dritten Gemahlin erzählt man, daß sie von ihrem Pferde, mit dem Fuße im Steigbügel hängend, im Hofe des Pallastes lange umhergeschleift wurde, weil die Etiquette den mit Todesstrafe bedrohte, der es wagte den Fuß der Königin zu berühren.

Die Römer übertrieben die Sache bis in's Lächerliche. Beim Besuche von Prinzessinnen erhoben sich die Kardinäle nicht eher von ihren Sitzen, um sich zu entfernen, als bis sie von den Prinzessinnen zweimal mit „E m i n e n z“ angeredet worden waren.

Es spricht für Napoleons despotische Gelüste, daß er nach Annahme der Kaiserwürde die alte Etiquette in ihrer ganzen Strenge wieder herzustellen suchte.

Die diplomatische Frau von heute wird, ohne irgend welche Handbücher über das Hofceremoniel studirt zu haben, ihren Officien genügen können. Regel ist für sie in politischen Dingen das Prinzip der Nichteinmischung. Doch kann es heute, wie ehemals, gültig verabredet werden, daß sie ihre Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten ausübe.

Die Gemahlin des englischen Gesandten in Holland, Ritter Temple, machte die Unterhändlerin, als Prinz Wilhelm von Oranien seine Vermählung mit der Prinzessin Marie von England beabsichtigte. Sie

reiste selbst nach England, überbrachte die Briefe an den König und den Herzog von York, den Vater der Prinzessin und empfing die Antworten darauf. Geschäfte dieser Art werden sich in den Händen einer Frau ohne Zweifel immer sehr wohl befinden.

Die Geschichte nennt aber noch eine neuere Diplomatin, deren Wirksamkeit über dieses Gebiet weit hinausgriff. Es ist die verstorbene Gemahlin des Admirals Nelson. Dieser in jeder Beziehung ausgezeichneten Persönlichkeit gebührt ein eigenes Kapitel.

### Newstead-Abbeey.

Der Name eines Zeitgenossen, einer der größten Namen im Gebiete der Poesie, der des Lord Byron, weiht die erhabenen Reste der Abtey von Newstead. Dort war es, wo Lord Byron einen Theil seiner Jugend zugebracht hat; dort war es, wo sein Geist zuerst von der heiligen Flamme der Dichtkunst ergriffen ward. Bis auf ihn hatte die Ruine fast den einzigen Ruhm seiner Familie ausgemacht, seit ihm ist es der Name des Letzten dieser Familie, der den Ruhm der Ruine ausmacht.

Newstead-Abbeey ist ein altes, in ein Wohnhaus umgewandeltes Kloster. Das Kloster wurde im J. 1170 von Heinrich II. erbaut und der heiligen Jungfrau Maria geweiht. Die Kriege, die Zeit haben die Kirche zerstört, mit Ausnahme der Facade, die sich mit dem linken Flügel des Hauses verbindet; aber das Kloster, das Refektorium, der innere Hof, die Fontaine in der Mitte, deren Wasser nicht versiegt sind, und die zum grotesken Schmucke alter Basreliefs dienen, sind noch vorhanden. Sie sind vermischt und unter einander geworfen in einer etwas militärischen Konstruktion, wie die befestigten Wohnhäuser des Mittelalters waren.

Bis zu der Zeit, da die Abtei von Newstead durch die Erinnerung an Lord Byron berühmt wurde, pflegte man das Wohnhaus zu besuchen, um der Facade der Kirche, um des Klosters, des Refektoriums, so wie des unverändert erhaltenen Kreuzganges und Fontaine willen.

So besuchte im vorigen Jahrhundert der Freund der Frau von Deffant, Horace Walpole, die Abtei Newstead, und lobte ihre Schönheit; weniger Gutes sagte er von dem damaligen Besitzer, William Byron, einem Oheim des Dichters, einem eigensinnigen, harten, rachsüchtigen Manne, dessen Duell heimlichen Ueberfällen ziemlich gleich sahen, einem Verschwender, der sein vergeudetes Vermögen dadurch zu ergänzen suchte, daß er alle Wälder seines Gutes niederschlagen ließ.

„Er bezahlt seine Schulden mit alten Eichen,“

sagt Walpole in einem interessanten Briefe, „man hat deren für 5000 Pfund ganz in der Nähe des Hauses gefällt. Als Ersatz hat er zwei kleine Schanzen (baby forts) gebaut, um uns durch die Befestigungen für den Nachtheil schadlos zu halten, den er unserer Marine zufügt, und er hat eine Allee von Kienbäumen angelegt, die ungefähr so aussehen, wie kleine Bauernjungen an Festen in dem alten Sonntagsstaate ihrer Großältern.“

Walpole findet auch die Fenster ziemlich lächerlich, „da die neuen Vorhänge einen Zuschnitt haben, als wären sie von einem venetianischen Schneider verfertigt;“ er sieht in Newstead Nichts weiter, als den Wohnsitz einer edlen Familie und die Ueberreste gothischer Architektur von geringem Werthe. Er konnte, wie ein englischer Kritiker bemerkt, nicht jene magische Schönheit sehen, welche der Ruhm über die Wohnung eines Mannes von Geist ausbreitet, und welche die Thürmchen von Newstead umgibt.

Was heut die Besucher zu der alten Abtei hinzieht, ist der letzte Byron, der sie bewohnte, ist der Dichter, der in ihr lebte. Er empfängt Euch, sobald Ihr dort ankommt, er begleitet Euch überall, er begrüßt Euch in seiner melancholischen Wohnung; als unsichtbarer Wirth ist er doch mehr gegenwärtig, als diejenigen, die Euch in Person empfangen.

Man muß zuerst der Art Gerechtigkeit widerfahren lassen, in welcher Newstead restaurirt worden ist. Der gegenwärtige Besitzer, Oberst Wildman, hatte es als Ruine gekauft. Eine Summe von 300,000 Pfund Sterling ist für die Wiederherstellung ausgegeben worden.

Der Oberst hatte diese Restauration ausgeführt unter dem Einflusse der beiden Richtungen der Pietät, welche nächst derjenigen, die Gott zum Gegenstande hat, die edelsten genannt zu werden verdienen: unter dem Einflusse der Pietät für einen Mann von Geist und für Ruinen.

Freund des Lord Byron, hat er Newstead nur erworben, um dort den häuslichen Kultus der Poeten zu begründen. Dank seiner Fürsorge ist Alles, was zu der eigentlichen Wohnung Byrons gehörte, geschützt vor den Unbilden der Zeit. Alles Uebrige scheint wieder hergestellt und befestigt zu sein nur wie die Verfassung eines Ringes, um den Juwel besser zu halten.

In Folge einer Vorschrift, die von gutem Geschmack zeugt, führt man uns zuerst in das Zimmer, das Lord Byron bewohnte. Der Anblick dieser Räume, die ihn zu erwarten scheinen, erregt mehr Neugierde als Bewegung. Die Erinnerung an Lord Byron gehört nicht zu denen, die uns in eine weiche Stimmung versetzen.

Die Anziehungskraft seiner Wohnung ist die eines geheimnißvollen Ortes, an dem sich seltsame Dinge

ereignet haben. In dem Augenblicke, wo man sein Haus betreten will, ist man nicht mehr bewegt, als der Diener Manfreds, der seinen Sold für drei Jahre weggeben will, wenn er wüßte, was der Geist in seinem Thurme macht.

How occupied, we knew not \*).

Man muß gestehen, es ist in der inneren Anordnung Nichts, was eine außerordentliche Bestimmung oder die geheimnißvolle Beschäftigung Manfreds ankündigt.

Lord Byron bewohnte eines der beiden Thürmchen, von denen Walpole spricht. Das Erdgeschos enthält den Speisesaal. In dessen Mitte steht ein Tisch von ausgelegter Arbeit, die Füße der Sessel sind vergoldet, ein großer, gleichfalls vergoldeter Adler trägt ein Büffet. Es sind Möbles im Geschmacke der Zeit, nicht des Besitzers.

Das folgende Stockwerk enthält zwei Zimmer. Das größere von beiden, an das noch ein kleines Toilettenkabinet gränzt, war das Schlafzimmer des Dichters. Die Säulen der Bettstelle sind im englischen Geschmacke; eine vergoldete Grafenkrone ziert die Kapitäl.

Die Vorhänge sind von gewöhnlichem Stoff, gefüttert mit blaßgelber Seide und geschmückt mit einer Garnitur von Festons. Die Stühle sind vergoldet, und gleichfalls mit Seide von derselben Farbe, wie die Vorhänge, tapeziert. Einige Kupferstiche von geringem Werthe hängen an den Wänden; sie stellen verschiedene Ansichten von College von Cambridge vor.

Dies Ameublement ist dasjenige, das Byron auf der Universität gebrauchte, und wenn es nicht gerade einen besondern Geschmack des Besitzers zeigt, so zeigt es wenigstens, wie in den Collegien Englands ein Student ausgestattet ist, der den Vorzug hat, ein Lord zu sein.

In dem Toiletten-Cabinet sieht man das Porträt des alten Dieners des Poeten.

Das zweite Zimmer, in dem sein Page schlief, hat ein Fenster mit gewölbtem Bogen und Glasgemälden: es ist im gothischen Geschmack meublirt.

Die Medisance, der Byron so viel Stoff gegeben, hat über das Geschlecht dieses Pagen Zweifel ange-regt, und behauptet, er könne wohl ein Kaled gewesen sein, dessen Lara Lord Byron war.

Im Refektorium, das heut der Empfangssaal des Obersten Wildman ist, findet man, in sehr verständigiger Weise und mit vielem Aufwand restaurirt, die wenigen Reliquien von dem Dichter.

Da steht auf einer kostbaren Tafel der berühmte

Schädel, der in dem Garten der Abtei aufgefunden worden war; Byron hatte den fantastischen Einfall, ihn in Silber fassen zu lassen, und bediente sich seiner bei seinen Festen statt eines Trinkglases. Man goß eine Flasche Bordeauxwein hinein und leerte ihn auf einen Zug. Das ist eine Sonderbarkeit, war aber nicht originell. Diese Art des Todes zu spotten, war eine der wilden Vergnügungen des Mittelalters.

Der Fuß des Bechers ist von Silber, wie die Einfassung.

Byron war erst zwanzig Jahre alt, als er jene Verse schrieb, deren ironische Schwermuth einem Manne angehört, der schon zu viel gelebt hat:

„Schaudre nicht; glaube nicht, daß meine Seele entflohen. Sieh in mir den einzigen Schädel, aus dem niemals, wie aus den Köpfen der Lebenden, Trauer entspringt.“

Auf dem Rasenplaze vor dem Hause erhebt sich eine vereinzelte Eiche; man weiß nicht, weshalb sie da steht. Als Baum, für sich betrachtet, ist sie schön anzusehen, aber als Theil der Landschaft stört sie un-leugbar den Eindruck des Ganzen. Das bemerkte auch Oberst Wildman, als er das Gut in Besitz nahm.

„Hier ist eine schöne junge Eiche,“ sagte er zu einem seiner Leute; „aber man wird sie wegnehmen müssen, sie paßt nicht auf den Platz.“

Der Oberst wußte damals noch nicht, daß diese Eiche von Lord Byron gepflanzt worden war, als er in einem Alter von zehn Jahren zuerst in Newstead-Abbey ankam. Diese Erinnerung hat sie dem Obersten theuer gemacht, und die schöne junge Eiche tritt majestätisch in ein reifes Alter.

Derjenige, der sie gepflanzt, hatte mit ihr den Gedanken an sein künftiges Geschick verknüpft. So lange der Baum gedeihen würde, so hatte er gesagt, würde ihm selbst wohl sein. Neun Jahre später kehrte er nach Newstead zurück, und fand seine Eiche verkom-mend und unter Gesträuch fast erstickt. Er machte bei ihrem Anblick ein Gedicht, das mehr hübsch als neu ist, und das durch seinen Schwung den großen Dichter, durch seinen Inhalt den Denker des Colledge an-zeigt. Er war damals noch zwei Jahre von der Großjährigkeit entfernt, und sang mit Bezug darauf:

Erhebe Dein Haupt, o sinke nicht hin!  
Wenn zweimal die Erde den Kreislauf gemacht;  
Dann lehret Dein Herr Dich fröhlichen Sinn,  
Er selbst hat die Prüfung der Kindheit vollbracht \*).

\*) Ah! droop not my oak! lift thy head a while.  
Ere twice round yon glory this planet shall run,  
The hand of thy master will teach thee to smile,  
When infancy's years of probation are done.

\*) Manfred, Akt. 3., Scene 3.

Jenseits des Rasenplatzes befindet sich der See, in welchem Lord Byron sich im Schwimmen und im Lenken eines Fahrzeuges übte. Er hatte dabei als einzigen Gefährten einen Hund aus Terreneuve, dessen Geschicklichkeit und Treue er gern auf die Probe stellte, indem er, wie durch Zufall, aus dem Rahne fiel, und sich an's Ufer ziehen ließ. In den Gärten kann man das Grabmal dieses Hundes sehen, mit jener bekannten Inschrift, die ihm „alle Tugenden der Menschen ohne ihre Laster“ zuschreibt.

Byron wollte nebst seinem alten Diener Murray an demselben Orte begraben werden; man hat indessen seinen Willen nicht befolgt, und seine Ueberreste in dem Erbbegräbniß seiner Familie beigesezt. Der alte Murray seinerseits erklärte, daß er es nicht für passend halte, allein bei dem Hunde begraben zu werden.

Dies Grabmal des Hundes gibt mehr als einem Besucher Aergerniß, er verletzt wenigstens die Mehrzahl derselben.

Der Hund ist ohne Zweifel ein sehr guter Freund; aber ist es nicht die eigene Schuld des Menschen, wenn er sein bester oder sein einziger Freund ist? und zeigt er nicht damit, daß er nicht fähig ist, etwas Anderes zu lieben, als was er nicht zu achten braucht?

Die Erinnerung an den See von Newstead hat Lord Byron zweimal begeistert. Einmal spricht er von demselben im Don Juan in einer Beschreibung der Abtei, die er zwar nicht nennt, die aber in seinen Versen deutlich bezeichnet ist.

„Vor dem Hause,“ heißt es dort, „breitete sich ein See aus mit klarem Wasser, eben so breit, als tief und hell, unaufhörlich neu bewässert durch einen Fluß, der langsam durch die ruhigeren Wellen hindurch, die ihn umgaben, seinen Weg nahm. Das wilde Geyögel baute seine Nester in Farrnkräutern und Günstern, und brütete in seinem feuchten Bett. Das Gesträuch neigte sich nach den Ufern, und erhob seine wallenden Gipfel über die Fluten.“

Die Beschreibung ist trefflich, aber sie ist eben nur Beschreibung, das Gefühl fehlt darin.

Byron schrieb dieselbe ein Jahr vor seinem Tode, das Herz war alt geworden: er hatte schon dreißig Jahre gelebt!

Lieber sind mir die Worte, die er acht Jahre früher an seine Schwester richtete, in den ersten Tagen seiner Verbannung, an den Ufern des Genfersees, der ihm den See seiner Heimat in's Gedächtniß zurückrief:

„Ich habe Dein gedacht an dem theuern See, der der unfrige war, nahe an dem Hause, das jetzt nicht mehr das meine sein kann. Der Genfersee ist schön; aber glaube nicht, daß ich die Erinnerung an ein theureres Gestade verloren. Die Zeit kann meine Erinne-

rungen grausam zerstören, ehe dieser See meinen Augen grausam entschwindet, oder Du, obwohl der See, so wie Du, so wie Alles, was ich geliebt habe, für mich verloren oder fern von mir ist \*).“

Diese Worte sind ergreifend; aber nicht das ergreifendste der Strophen, die voll Gefühl geschrieben sind.

Ueberhaupt ist es bemerkenswerth für die Charakteristik Lord Byrons, daß die Gedichte, die sich auf sein häusliches Leben beziehen, zu den besten gehören, die er geschrieben. Das Liebewohl an seine Frau, Fare thee well, ist eine tief ergreifende Klage; es ist gleichsam eine Protestation des Guten gegen das Böse in diesem zugleich stolzen und scharfen Geist, der sich beklagt, mit dem Leben etwas empfangen zu haben, das die Wohlfahrt des Lebens aufhob, „ein Geschick, oder einen Willen, der aus dem geraden Wege herausging“ (fate or will, that walk'd astray).

Frau von Stael hätte, wie sie sagte, Lady Byron sein mögen, um zu solchen Versen hinzureißen. Sie hätte diese Ehre vielleicht zu theuer bezahlen müssen; aber welche Frau hätte nicht die sanfte Schwester sein mögen, an welche die Verse am See gerichtet waren, und jene andere Strophen, in denen die Sanftmuth Augusta's sich auf die Seele des Dichters übertragen zu haben scheint, um dort alle Kämpfe zu stillen?

Die einzige rührende Erinnerung, die Byron in Newstead ließ, ist die an einen letzten Spaziergang, den er wenige Tage, ehe er England verließ, mit seiner Schwester in dem kleinen Gehölz machte. Sie hatten an der Seite einer bedeckten Allee ein Paar Zwillinge-Buchen bemerkt, die sie nun als Symbole ihrer Zuneigung erwählten. Man erkennt noch auf der Rinde des einen dieser Bäume ihre Namen, die Lord Byron an jenem Tage darin einschritt, als Erinnerungzeichen an diesen Abschiedsbesuch.

Die Buchen haben dasselbe Geschick gehabt, wie Bruder und Schwester. Der eine der Bäume ist abgestorben: es ist derjenige, welcher ihre Namen trägt, gleich als ob das Messer Lord Byrons ihm die Ursache eines frühzeitigen Todes geworden wäre.

Bermöge eines wunderbaren Zusammentreffens sagte Lord Byron kurze Zeit nach diesem letzten Besuche am Tage vor seiner Abreise zu Augusta in trefflichen Versen, den letzten, die er in England schrieb:

„Du bleibst stehen, gleich einem lieblichen Baume, der fest auf seinem Stamme ruht und, sanft sich neigend, seine treuen Zweige über einem Grabe wiegt.“

Ja wohl, der liebliche Baum blieb stehen; aber sein schwaches Laubwerk reicht nicht mehr hin, um die

\*) Epistle to Augusta.

Blößen seines entblätterten Gefährten zu verdecken.

Die Landschaft in der Umgegend von Newstead ist reizend. Ein sanfter Abhang senkt sich durch ein Gehölz bis hinab in das Thal, in welchem die Abtei erbaut ist.

„Sie ist vielleicht ein wenig niedrig,“ sagt der Dichter, „aber die Mönche haben es für gut befunden, den Hügel hinter sich zu haben, um ihre Frömmigkeit gegen den Wind zu schützen \*).“

Sonst nährte der Park von Newstead 2600 Dammhirsche, man zählte dort zu Tausenden die schönsten Eichen. Jetzt hat die Hand der Menschen das Holz gelichtet, und Felder an die Stelle der lichten Flecke, Meiereien an die Stelle der Plätze zu Rendez-vous bei der Jagd gesetzt; das hohe Wild ist vertrieben durch das Vieh des Landbauers, und nur zahllose Kaninchen drängen sich unter jedem Busch von Farnkräutern hervor.

Das Einzige, was von der Kirche der Abtei übrig geblieben ist, die Facade wird zu den schönsten Ruinen Englands gerechnet; aber von dem Schiff, dem Gewölbe, den Pfeilern, Mauern ist Alles eingestürzt, Alles verschwunden. Der Fußboden der Kirche ist jetzt ein Rasenplatz, und die Wölbung war an dem Tage, als wir die Abtei besuchten, ein schöner, bläulicher Juli-Himmel.

Nichts also ist übrig, als jene eine Mauer mit einem schönen Fenster ohne Scheiben und der gerippte Bogen, der einst die Thür einschloß.

Oberhalb des Fensters sind zwölf leere Nischen und über diesen Nischen, ganz nahe am äußersten Rande, eine größere Nische, deren Statue erhalten worden ist: es ist eine Statue der heiligen Jungfrau, der das Gebäude geweiht ist; sie steht dort unberührt den Sohn in den Armen haltend.

„Geschont durch den Zufall, da alles Uebrige geraubt wurde, scheint sie Alles, was zu ihren Füßen liegt, zu einem heiligen Lande gemacht zu haben!“ sagt der Dichter in einer Betrachtung, die man gewiß nicht in seinem Don Juan zu finden erwartet!

In der That scheint der Poet darüber etwas in Verlegenheit gerathen zu sein; denn er fügt hinzu:

„Vielleicht ist es Aberglaube; aber die schwächsten Trümmer eines geweihten Ortes haben das Vorrecht, fromme Gedanken zu wecken \*\*).“

In Verfolg dieser Beschreibung thut der starke Geist dem Dichter keinen Zwang mehr an: es handelt sich nicht mehr um ein Mysterium, sondern um

\*) Don Juan 13. Gesang 55.

\*\*\*) Don Juan 13. Gesang 61. 62.

ein Meisterwerk der christlichen Kunst, um das Fenster, die Perle dieser Ruine; „mächtiges Fenster, hohl im Innern, beraubt der tausendfarbigen Gläser, durch welche sonst die ermattenden Strahlen, der himmlische Schein herabfiel, ausströmend von der Sonne, wie Flügel der Seraphim! Heut ist Alles weit offen und verlassen: Der Wind pfeift durch die Oeffnungen, bald schwächer, bald stärker, und oft läßt die Eule ihren Schrei ertönen an den Orten, wo die schweigende Gesellschaft ruht mit ihren Hallelujas, die verflungen sind, wie eine erlöschende Flamme.“

Diese Verse und die ganze Beschreibung, der sie entnommen, sind mehr glänzend als ergreifend. Es ist nicht eine Erinnerung an die Kindheit, welche dem Dichter zarte Gedanken einflößt inmitten jenes mehr verzerrenden, als scherzhaften Humors, der im Don Juan sein Wesen treibt. Er brauchte Newstead, um eine poetische Beschreibung machen zu können. Man kann darin eher ein Stück Zierrath sehen, als einen Blick, den der Dichter auf die Jahre seiner Jugend wirft, oder eine schmerzliche Erinnerung an das Haus seiner Vorfahren, das nun im Besitze eines Anderen ist.

Man lese nur die folgende Strophe: der Lord ist nicht ergriffen von seiner Beschreibung, der Dichter bittet den Leser um Entschuldigung wegen der Details, „die,“ wie er sagt, „ihn vor Apollo würden als einen Abschätzungskommissarius erscheinen lassen.“ Er erinnert sich noch an Newstead, er liebt es nicht mehr; hatte er es je wahrhaft geliebt? „Wöge kommen, was wolle,“ schrieb er im März 1809 an seine Mutter, Newstead und ich werden mit einander stehen bleiben, oder mit einander fallen. Ich habe nun an diesem Orte gelebt, ich habe mein Herz an ihn gefesselt; keine Nothwendigkeit, weder in der Gegenwart, noch in der Zukunft, wird mich nöthigen, die letzten Reste unserer Erbschaft zu verlassen. Ich bin stark genug, um Entbehrungen zu tragen, und könnte ich für Newstead-Abbey das größte Besizthum dieses Landes eintauschen, ich würde es zurückweisen. Sei beruhigt über diesen Punkt; ich bin ein Mann von Ehre, ich werde Newstead nicht verkaufen.“

Wenige Jahre später war Newstead verkauft.

(Schluß folgt.)

Auflösung des „Räthfels“ in der vorigen Nummer:

Hahn am Faß, Hahn im Hühnerhof, Wetterhahn rother Hahn, Hahn am Gewehrlauf.

Auflösung der „dreisylbigen Charade“ in der vorigen Nummer:

Pantalon.